

Wohlfühlfaktor Fehlanzeige

Studieren im Frankfurter Uni-Turm

| CHRISTIANE BENDER | Der Frankfurter Uni-Turm, im Februar letzten Jahres unter großer medialer Aufmerksamkeit gesprengt, gehörte nach heutigen Maßstäben sicher nicht zu den architektonischen Glanzlichtern. Doch so abweisend und schmucklos der Turm seinem Äußeren nach war, so lebendig und leidenschaftlich ging es zuweilen im Inneren zu. Bereits in den Aufzügen hatte man Gelegenheit, Koryphäen zu begegnen und in Verlegenheit zu geraten. Eine Reminiszenz.

In den über 40 Jahren seiner Existenz waren im Turm vor allem die Gesellschafts- und Erziehungswissenschaften und die Psychologie mit ihren Seminarräumen und Verwaltungen angesiedelt sowie die ihnen zugeordneten 24(!) Bibliotheken. Das Gebäude, seine Installationen, der Brandschutz und die Aufzüge wiesen schon seit langem erhebliche Renovierungsrückstände und Sicherheitsmängel auf. Der Eindruck einer völligen Verwahrlosung war über Jahrzehnte allgegenwärtig.

Für die unterbliebene gründliche Modernisierung und letztlich für die Sprengung mögen Kostenerwägungen den Ausschlag gegeben haben, für den Bau des Gebäudes, für seinen schmucklosen Stil, waren ideelle Aspekte der Verarbeitung der deutschen Vergangenheit, des Zeitgeistes, maßgeblich: Die Bauherren bestanden damals darauf, historische Reminiszenzen sowie eine einladende, den Besuchern wohlwollende Ästhetik zu vermeiden. Auch wurde bewusst auf jegliche mit Herrschaftsanspruch und Elitenstatus assoziierte Symbolik verzichtet zugunsten eines architektonischen Stils, der unpräzise, schlichte (geschichtslose) Funktionalität versprach. So entstand ein auffällig-unauffälliger schlanker Solitär, der mit seiner Höhe von 116 Metern in den frühen 70er Jahren die Hochhäuser der Stadt überragte. Vollkommen schmucklos in brutalistischer Manier hochgezogen machte der skelettartig verwendete graue Stahlbeton die Strukturen der 38 Stockwerke nach außen hin sichtbar. Innen bot die mini-

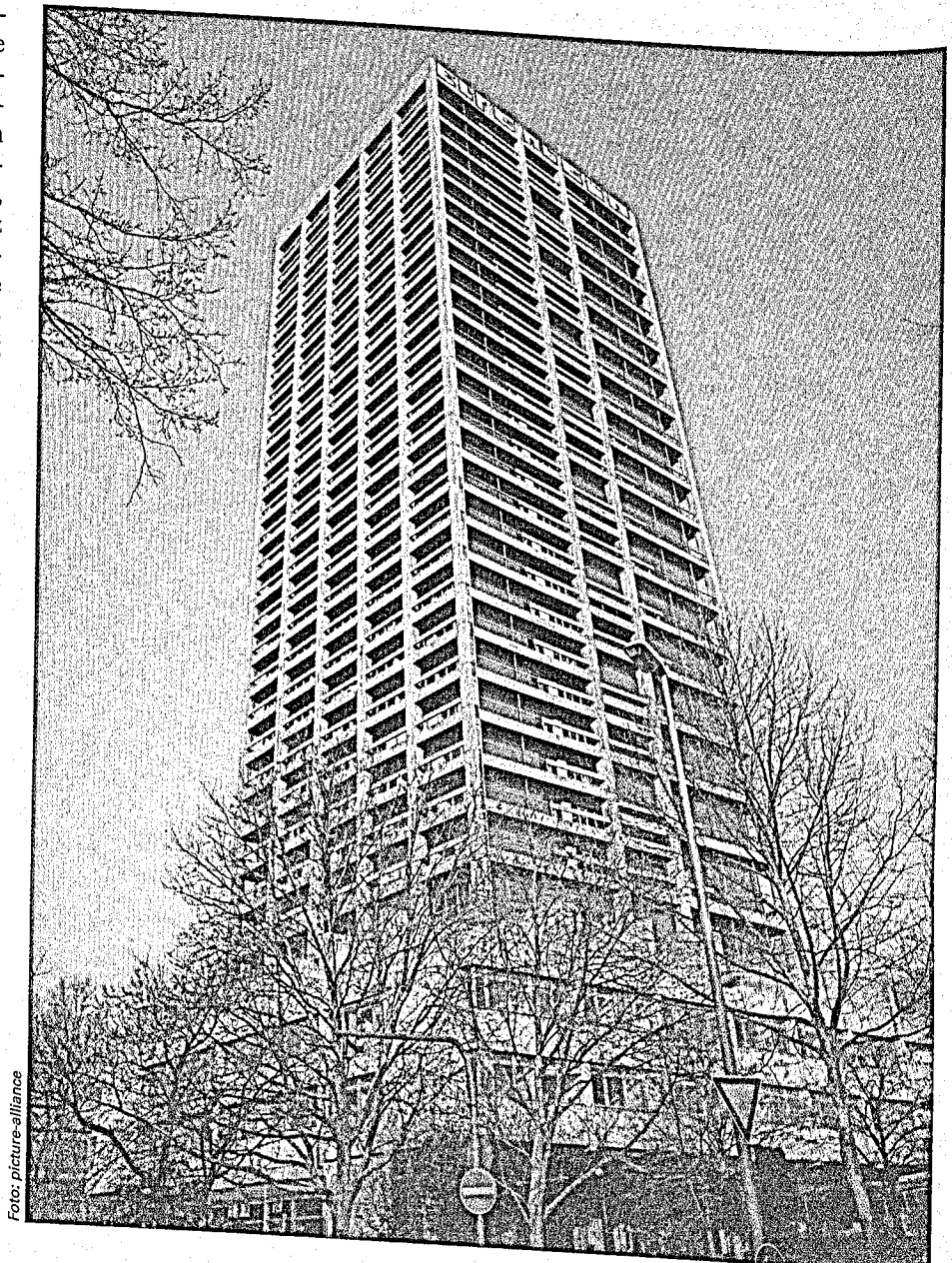
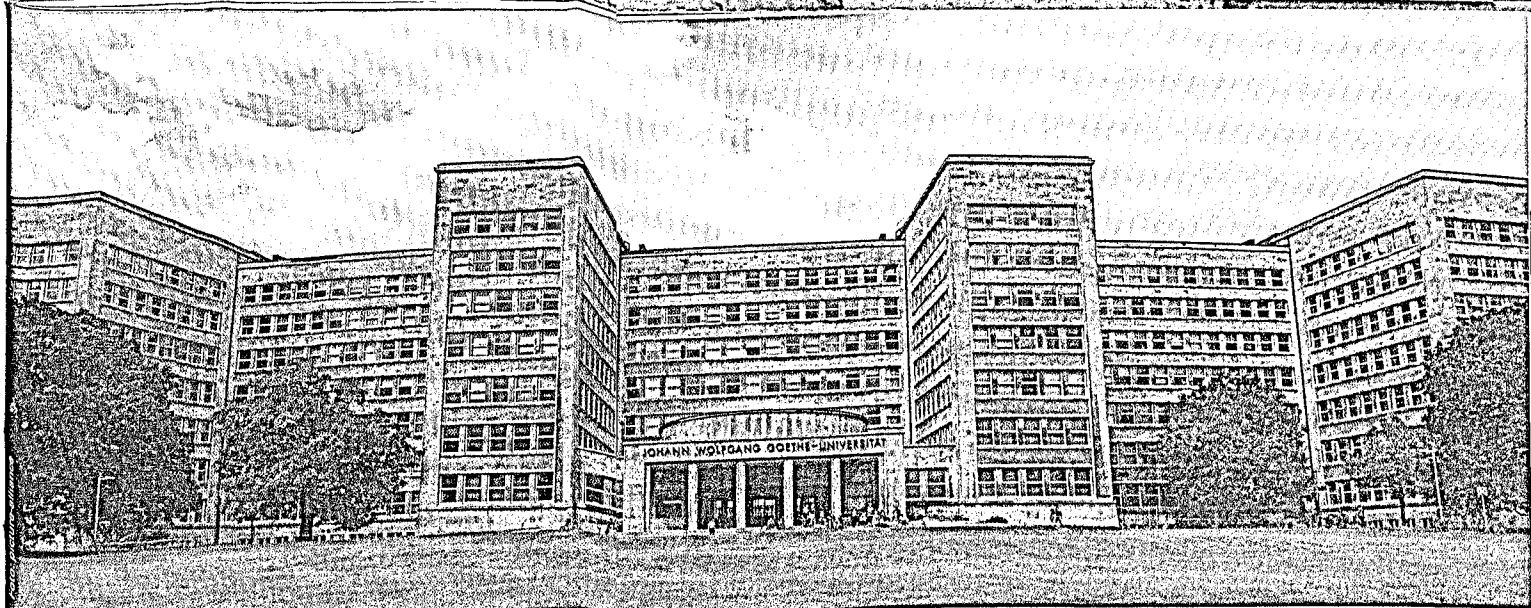


Foto: picture-alliance



malistische Ausstattung der Räume mit hässlichen orangenen Plastikstühlen, grauen Resopaltischen und grünen Wandtafeln nichts, was zum Wohlfühlen einlud und sich mit einer kommunikativen universitären Kultur verbindet. Dafür hatten die damaligen Bauherren den Turm auch nicht gebaut. Sie würden es von ihrer funktionalistischen Orientierung her auch nicht verstehen, dass die Goethe-Universität dreißig Jahre später den pompösen, historisch so unheilvoll belasteten, aber eindrucksvoll modernisierten Poeltzig-Bau (das ehemalige I.G.Farben-Gebäude, s.o.) bezog. Mit einem gewissen Recht wird der im Park gelegene Gebäudekomplex als „Deutschlands schönster Campus“ angepriesen. Eine Willkommenskultur mit vielen Wohlfühlfaktoren für die Studierenden wird dort ganz groß geschrieben.

Aber seit Studierende, Alumni, Lehrende, Bibliothekare und Verwaltungs-



angestellte Abschied vom Turm nehmen mussten, ist eine riesige Erinnerungswelle in Gang gekommen: Veröffentlicht im Internet, in eigens aufgelegten Büchern und Broschüren, erinnern sich viele an eine lebendige universitäre Kultur des Lernens und des Lehrens im Turm, den sich die Handelnden mit einer großen Begeisterung und Leidenschaft für die universitäre Bildung angeeignet haben. Unerwartet und unversehens ist der hässliche, ja abstoßende Turm zu einem Objekt der Erinnerung an eine intensive studentische Kultur geworden. So berichtete eine Kollegin von ihren ersten Erlebnissen mit den Aufzügen im Turm: „Die Soziologen herrschten von der 17. Etage an aufwärts. Kurz vor den üblichen Anfangszeiten der Seminare waren die Aufzüge immer voll. Menschentrauben sammelten sich vor den Türen, und wenn sie sich kurz öffneten, musste man sich

rasch hineindrängen. Wieder den Aufzug zu verlassen, weil man zu spät hineingehuscht und der Aufzug schon überfüllt war, oder davorzustehen und zu sehen, wie die anderen nach oben abfahren, war peinlich. Die anderen hatten es geschafft, man selbst aber nicht! Im Aufzug stand ich dann, eng eingezwängt, und – innerlich und äußerlich – total verklemmt. In eitler Selbstüberschätzung glaubte ich, dass mich alle mitleidig beäugten und sofort sahen, dass ich ein Greenhorn war, das von nichts einen blassen Schimmer hatte (obwohl das ja meines Erachtens gar nicht stimmte), wahrscheinlich einen ländlich restringierten Code sprach und nicht einmal die anwesende Koryphäe erkannte, auf deren Fuß es stand. Das Blut schoss mir in den Kopf und pulsierte in den Schläfen. Im zweiten Semester aber fühlte ich mich schon im Turm zuhause. Wir, die Studierenden gemeinsam mit unseren Lehrenden, hatten ihn mit unserem leidenschaftlichen Streben nach Wahrheit und Erkenntnis erobert.“

Christiane Bender ist Professorin für Soziologie an der Universität der Bundeswehr Hamburg.

